

Es ist nicht klug, für die Zukunft Deutschlands
allein auf die Mittelschicht zu setzen

Die Unterschicht als Leistungsträger

1. Oktober 2010, Gerd Held

Wer sich in einer großen Stadt früh auf die Beine macht, findet unter denen, die dann schon an der Arbeit sind, viele Menschen mit geringer Qualifikation und niedrigem Lohn. Berlin wacht auf und braucht erstmal kein Abitur, sondern Brötchen, Kaffee, Zeitungen und saubere Bahnen. Wenn die ersten Stände am Bahnhof Friedrichsstraße aufmachen, ist hier schon viel getan worden: Anfahren der frischen Ware, Backofen und Kaffeemaschine in Gang setzen, Brötchen belegen, Sortieren der Auslage, Wechselgeld – alles einfache Arbeiten. Die beiden Jungens vom Kiosk müssen die Kaffeemaschine ja nicht bauen, sondern nur Kaffee kochen. Aber das „nur“ ist durchaus anspruchsvoll. Jeder Handgriff muss sitzen, man muss sorgfältig und sauber mit den Sachen umgehen und einen Draht zum Kunden haben. So ein Kiosk ist durchrationalisiert wie eine kleine Fabrik. Das verlangt zwar keinen Facharbeiterbrief, aber Übung und die Fähigkeit, das Niveau hochzuhalten und täglich zu wiederholen. Diese Beständigkeit ist eine außerordentliche und im Grunde erstaunliche Leistung. Ganz ähnlich funktionieren andere einfache Arbeiten, ohne die das städtische Leben nicht denkbar wäre: Fahrer, Packer, Regalbestücker, Kassierer, Gebäudereiniger, Parkpfleger, Bühnenbauer, Taxifahrer, Sicherheitsdienste, Salatschneider, Verkäufer, Kellner, Straßenausbesserer... Natürlich soll nicht behauptet werden, es gäbe hier keine qualifizierten Fachkräfte, aber die andere Seite, die einfache Arbeit, hat ihr eigenes Gewicht. Sind wir neu in einer Stadt, sind es oft Menschen wie die Kassiererin im Supermarkt, die ihr ein erstes Gesicht geben.

Die einfache Arbeit hat viele Orte. Über 7 Millionen Berufstätige zählt die Statistik inzwischen. Davon sortiert sie einen großen Teil unter „verschiedene Dienstleistungen“, dann folgen schon das verarbeitende Gewerbe, der Handel, das Transportwesen und das Baugewerbe. 7 Millionen, das ist eine unübersehbare Realität im Lande. Entgegen der verbreiteten Meinung, die gering qualifizierte Arbeit würde immer weniger werden, nimmt sie zu. Von 1995 bis 2007 ist in Deutschland der Anteil der Niedriglöhner (diejenigen mit weniger als 66% des Durchschnittslohns) von 14,7% auf 20,7% gestiegen. Das bedeutet nicht, dass die Ausbeutung immer schlimmer geworden ist. In Wirklichkeit hat sich die Arbeitsteilung verändert. In der Wertschöpfungskette gibt es mehr kleine Glieder, in denen die Erträge gering sind. Hier gibt es auch immer mehr Niedriggewinn-Unternehmen. Trotz aller Anstrengung - die Arbeitsgänge und Dienste sind einfach zu klein, um viel abwerfen zu können. So ist der Vorteil der neuen Beschäftigungs-Möglichkeiten an einen Nachteil gebunden: Finanziell sind die Spielräume sehr gering. Oft sind die Menschen zur Sicherung ihrer Existenz darauf angewiesen, mehrere Jobs zu kombinieren oder ihr Einkommen mit Sozialgeld aufzustocken. Oder sie greifen auf das bessere Einkommen eines anderen Familienmitglieds zurück. Wer für Niedriglohn arbeitet, braucht Mitmenschen.

Je genauer man also hinsieht, umso erstaunlicher wird die „einfache“ Arbeit. Sie ist nicht primitiv und sie führt auch nicht, wie ein gängiges Vorurteil behauptet, in eine Abwärtsspirale. Aus vielen Teilen des Niedriglohnsektors wird von einer bemerkenswerten Stetigkeit der Arbeitsverhältnisse berichtet. Auch die Krankenstände sind nicht höher als in höheren Berufsgruppen. Nein, die einfache Arbeit macht die Menschen nicht immer roher und kranker. Dennoch könnte man zu dem Schluss kommen, dass diese Stabilität auf Zwang beruht. Halten die Menschen nur durch, weil ihnen sonst der Untergang droht? Empfinden sie ihre Arbeit nicht doch als Strafe? An dieser Stelle sollte vielleicht Bea (41) ein Wort mitreden. Sie ist Pflegehelferin in einem großen Heim und für die Körperpflege, das richtige Lagern, die Essensvorbereitung, das Füttern ihrer Patienten verantwortlich – einfache, aber nicht leichte Aufgaben. „Wenn ich in der Nachtschicht draußen auf dem Balkon stehe, die Pumpen summen höre und meine Patienten versorgt weiß, bin ich stolz“, sagt Bea und spricht damit für viele Unterschichtarbeiter, die wissen, dass ihre Arbeit zählt. Sie findet ihre Anerkennung schon, wenn sie ihren Namen auf dem Dienstplan sieht oder wenn sie in der Frühstücksrunde mitredet. Bea hat als Reinemachfrau angefangen. Als dann eine Pflegehelferin gesucht wurde, hat sie es versucht. Das war vor elf Jahren, inzwischen hat sie ihre Arbeitsabläufe ausgefeilt und ist lockerer geworden. Aufstieg zur Pflegefachkraft? Nein, zu viel Lernen, zu viel Risiko bei der Behandlung der Patienten, zu viel Organisations-Trara. Bea ist stolz, auf ihre Weise „zum Laden zu gehören“ – und so hört man es oft von Menschen in ähnlicher Situation. Sie alle wissen, dass das nicht selbstverständlich ist.

Es gibt also gute Gründe, sich mit den Tugenden der arbeitenden Unterschicht zu befassen. Wenn aber die untere Abteilung der Gesellschaft pauschal mit Elend und Gefahr gleichgesetzt wird, ist der Blick von vornherein getrübt. Unser Land ist da voller Gedankenlosigkeiten: Da wird dauernd vom „Aufstiegswillen“ gesprochen, als begänne erst beim Aufsteiger ein würdiges Dasein. Auch die Behauptung, dass „Wissen“ die wichtigste Ressource in Deutschland sei, entwertet die einfache Arbeit - denn ihre Tugenden des Fleißes, der Sorgfalt, der Pünktlichkeit und der Ausdauer zählen in der „Wissensgesellschaft“ nicht besonders. Alles soll durch Bildung erreicht werden und der Schulerfolg wird zum Nadelöhr, das über Sein und Nichtsein entscheidet. Menschen wie Bea sind dann draußen. Und was soll man als Niedriglöhner denken, wenn „höhere Preise für Lebensmittel“ gefordert werden und das hierzulande als besonders moralisch gilt? An solchen Punkten wird klar, dass es vielleicht doch nicht so klug ist, bei der Stabilität unseres Landes allein auf die Mittelschicht zu setzen. Klüger wäre es, ein etwas größeres Zukunftsbild zu entwerfen, in der auch die Lebensformen der Unterschicht (und der Oberschicht) einen eigenen Platz finden.

Vielleicht markiert die Hartz IV-Reform einen kritischen Wendepunkt. Die knappe Erhöhung um 5 Euro ist richtig, wenn es eine erreichbare Alternative gibt. Das kann nur eine einfache Arbeit sein und nicht eine ferne Mittelstands-Aussicht. Die Hartz IV-Reform muss mit einer neuen Anerkennung für die arbeitende Unterschicht verbunden werden. Blockaden gegen die Bildung einfacher Arbeitsplätze müssen aufgegeben werden. Viele Niedriglohn-Arbeitsplätze der letzten Jahre sind durch eine Flucht aus den Tarifkartellen entstanden. Dieser Notbehelf hat zu manch zwielichtigem Vertrag geführt. Günstiger wäre es, wenn der Niedriglohnsektor in unsere sozialpartnerschaftliche Kultur aufgenommen würde. Diese Teilhabe setzt eine neue Bereitschaft zum Teilen in der etablierten Arbeitswelt voraus – und damit die Einsicht, dass Menschen schon in der einfachen Arbeit Würde finden können.

(Manuskript vom 1.10.2010, erschienen als Leitartikel in der „Welt am Sonntag“ am 10.10.2010 unter der Überschrift „Auch in der einfachen Arbeit findet man Würde“)